

Richard Lutjens

Vom Untertauchen: „U-Boote“ und der Berliner Alltag 1941–1945

Als das Dritte Reich im Mai 1945 zusammenbrach, war die einst so lebendige und kosmopolitische jüdische Gemeinde Berlins nahezu vernichtet.¹ Von den 160 564 Mitgliedern, die sie im Juni 1933 zählte, waren rund 90 000 emigriert. Annähernd 8 300 jener Juden, die in der Stadt festgessenen hatten, erlebten den Sommer 1945. Die Mehrheit dieser Personen, etwa 4 700 (56,6 Prozent der Gesamtheit), hatten überlebt, weil sie mit einem „arischen“ Partner verheiratet waren oder als „Mischlinge“ gegolten hatten. Weitere 1 900 (22,9 Prozent) überlebten die Schrecken der Lager und fanden den Weg zurück in die Stadt. Dort trafen sie die „U-Boote“, also die 1 700 Männer, Frauen und Kinder (20,5 Prozent), die dem Holocaust in Verstecken in und um Berlin entronnen waren.² Die Berliner „U-Boote“ machen mithin mehr als ein Drittel der Juden aus, die sich im früheren Altreich in Verstecken hatten retten können. Von bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen, ist die Geschichte der in Berlin und sonst in Europa untergetauchten Juden nur wenig erforscht.³

¹ Alle Zitate aus Dokumenten, die im Landesarchiv Berlin (LAB) oder im Centrum Judaicum Archiv Berlin (CJA) aufbewahrt werden, sind den Anträgen der Überlebenden an den Hauptausschuss „Opfer des Faschismus“ entnommen. Die Syntax und die Schreibweise der Anträge wurden übernommen.

² Vgl. Siegmund Weltlinger, *Hast du es schon vergessen? Erlebnisbericht aus der Zeit der Verfolgung*, Berlin 1954. Vgl. auch Wolf Gruner, *Judenverfolgung in Berlin. Eine Chronologie der Behördenmaßnahmen in der Reichshauptstadt*, Berlin 1996, S. 94. Die zuerst von Weltlinger genannten Zahlen dienen als Basis der hier angeführten Zahlen und werden auch sonst von Forschern benutzt. So wird in den Studien noch immer Weltlingers Zahl von 1 400 überlebenden versteckten Berliner Juden verwendet, auch in Roger Moorhouse, *Berlin at War. Life and Death in Hitler's Capital 1939–1945*, London 2010, S. 306; Marion A. Kaplan, *Between Dignity and Despair. Jewish Life in Nazi Germany*, Oxford 1998, S. 228. Neuere Forschungen der „Gedenkstätte Stille Helden“ in Berlin legen nun nahe, dass mehr als 1 700 illegal in und um Berlin lebende Juden überlebten. Diese höhere Zahl wird in dem vorliegenden Beitrag als zutreffend angenommen. Jedoch ist dem Verfasser unbekannt, ob die Schätzungen der in Lagern und in Mischehen überlebenden Juden geändert wurden. Infolgedessen sind die genannten Zahlen eine Mischung der Zahlen Weltlingers zu Lagern und Mischehen und neuen Schätzungen zu Juden, die im Versteck überlebt haben. Vgl. auch den Aufsatz von Beate Kosmala in dem vorliegenden Band.

³ Studien zum Schicksal der deutschen Juden während der NS-Periode haben angefangen, sich mit dem Thema des Untertauchens zu beschäftigen. Die beiden ersten sind: Konrad Kwiet/Helmut Eschwege, *Selbstbehauptung und Widerstand. Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde 1933–1945*, Hamburg 1984; Wolfgang Benz, *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, München 1988. Dann folgten: Marion A. Kaplan, *Life Underground*, in: Dies., *Between Dignity and Despair. Jewish Life in Nazi Germany*, Oxford 1998, S. 201–228; Wolfgang Benz (Hrsg.), *Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer*, München 2003; Trude Maurer, *From Every Day Life to a State of Emergency. Jews in Weimar and Nazi Germany. Translated from the German by Allison Brown*, in: Marion A. Kaplan (Hrsg.), *Jewish Daily Life in Germany 1918–1945*, Oxford 2005, S. 271–373. Auch Roger Moorhouse widmet den in Berlin illegal Überlebenden einige Aufmerksamkeit: Ders., *Berlin at War. Außerdem behandeln zwei weitere Arbeiten auf lokaler Ebene den Alltag im Untergrund: Petra Bonavita, Mit falschem Paß und Zyankali. Retter und Gerettete aus Frankfurt am Main in der NS-Zeit*, Stuttgart 2009; Gunnar Paulson, *Secret City. The Hidden Jews of Warsaw 1940–1945*, New Haven 2002.

Diese Lücke beraubt die Forscher wertvoller Einsichten einer ansehnlichen Minderheit von Überlebenden, deren tägliche Erfahrungen außerhalb der Lager und Ghettos die Möglichkeit bieten, eine noch wenig verstandene Facette des jüdischen Lebens während des Holocaust zu erhellen. Der Mangel an historischer Forschung bewirkt auch das Fortdauern einer Reihe von falschen Vorstellungen über das Leben im Versteck. Die beiden vielleicht eklatantesten besagen, dass Juden das Untertauchen in ganz Europa gleich erlebten und dass sie sich physisch für Monate und Jahre versteckten. Wissenschaftler wie die Öffentlichkeit haben oft das Beispiel der Anne Frank und ihrer Familie vor Augen, wenn sie sich das Untertauchen im nationalsozialistisch beherrschten Europa zu vergegenwärtigen suchen. Die Folge ist, dass das Dasein im Versteck als statisches und gleichförmiges Phänomen erscheint, abgetrennt von den Prozessen des täglichen Lebens und Sterbens, mit dem die Juden in den Lagern und Ghettos konfrontiert waren. Für die „U-Boote“ in Berlin ist eine solche Kategorisierung ebenso ungenau wie unangemessen. Die hier vorgenommene Untersuchung der von den Überlebenden in ihren Zeugnissen genutzten Sprache erweist, dass das Leben im Berliner „Untergrund“ dynamisch, facettenreich und auf vielfache Weise mit der Stadt verwoben war. Die „U-Boote“ bewegten sich durch das öffentliche Berliner Leben auf Wegen, die zeigen, dass oberflächliche und unkritische Annahmen über „das Verstecken“ in Frage gestellt werden müssen und eine Neubewertung des Untertauchens in der Darstellung des Holocaust notwendig ist.

Zeugnisse der überlebenden Berliner „U-Boote“ haben über sechs Dekaden hinweg eine bemerkenswerte thematische Konstanz bewiesen. Fast alle Berichte drehen sich um bestimmte allgemeine Themen: die Entscheidung unterzutauchen, die Beschaffung von Nahrung und Unterkunft, die Gefährdung durch Luftangriffe und Denunziationen, die größeren Themen von Verlust und Kampf. In diesem Sinne sind, um einen Überlebenden zu zitieren, die diversen Erlebnisse zwar „verschieden, aber gleich“.⁴ Unter der Oberfläche dieser Standard-Erzählung findet sich jedoch eine zweite und aussagekräftigere Darstellung. Ihr zufolge war es keineswegs immer möglich, sich physisch zu verbergen. Die „U-Boote“ mussten in Bewegung bleiben und waren dabei auf sich selbst und auf die Unterstützung durch Nichtjuden angewiesen. Sie machten sich ihre besondere Position in Berlin zunutze, um in aller Öffentlichkeit versteckt zu bleiben, in den Worten einer Überlebenden: „Untergetaucht – an der Oberfläche – 1941/1945.“⁵ Daher sind die Zeugnisse der Überlebenden letztlich doch bemerkenswert individuell und unterschiedlich.

Die hier vorgenommene Analyse der täglichen Erfahrungen im Untergrund basiert vor allem auf schriftlichen und mündlichen Aussagen der ehemaligen Berliner „U-Boote“. Sie illustriert das Alltagsleben der Untergetauchten durch eine Untersuchung der Sprache dieser Narrative. Textanalyse riskiert oft die Unterordnung der persönlichen Stimmen von Individuen unter die unpersönlichen Gesetze größerer öffentlicher Diskurse, wodurch sie in einen Gegensatz zu den Zielen der Alltagsgeschichte gerät. Indes ist der Alltag des Untertauchens relativ immun gegen diese Gefahr. Namentlich ist der geografische und quantitative Fokus des Projekts recht klein und spezifisch, und Wissenschaftler haben sich mit dem Thema noch kaum beschäftigt. Infolgedessen gibt es darüber nur wenig öf-

⁴ Interview mit Ruth G., 2. 4. 2008, Petaluma, Kalifornien.

⁵ Archiv des Zentrums für Antisemitismusforschung Berlin (ZfA), Akte Dr. Charlotte B., Untergetaucht – an der Oberfläche – 1941/1945.

fentliche Diskurse, welche die Stimmen der einzelnen Überlebenden verhüllen könnten. Überdies muss man sich, um die Erlebnisse der Untergetauchten zu klären, tief in Hunderte von Zeugnissen vertiefen und die Individuen in der einzig möglichen Weise hervorheben: durch ihre eigenen Worte. Das genaue Lesen der Texte ist daher grundlegend für jedes Vorhaben, das die höchst individuellen Erfahrungen der Untergetauchten erörtern will. Ohne ein solch genaues Studium droht die allgemeine Erzählung die individuellen und historisch informativeren Elemente des Geschehens zu überschreiben und vorgefasste, oft irrige Vorstellungen vom Alltag im Untergrund zu nähren. Die Analyse der Sprache in den Berichten der einzelnen Überlebenden hingegen schält das Menschliche und das Persönliche eines jeden „U-Boots“ heraus, wodurch seine oder ihre Erlebnisse besser in den Berliner Alltag situiert werden.

So beschäftigt sich diese Untersuchung zuerst mit der Sprache, die von den Überlebenden gebraucht wird, wenn sie ihre Erfahrungen beschreiben. Die Vielfalt des Redens über das Untertauchen deutet auf eine erstaunliche Diversität der Erlebnisse. Danach folgt eine Erörterung des narrativen Standardmusters in den frühen Zeugnissen von Überlebenden, und zwar durch eine Prüfung der Anträge, die gestellt werden mussten, um als Opfer des Faschismus anerkannt zu werden. Anschließend werden durch eine Analyse des vom „U-Boot“ Herta F. nach dem Krieg verfassten OdF-Antrags einige breitere Aspekte des Untertauchens in Berlin behandelt. Ihr Bericht ist bemerkenswert detailliert und schildert die zentralen Probleme des Untertauchens: die Beschaffung von Nahrung und Unterkunft, Verhaftung und Flucht, Arbeit.

Untertauchen in Berlin: Definitionen und Formen

Anne Frank bleibt das bekannteste Beispiel eines Lebens im erzwungenen Untergrund. Die Wirkung ihres Tagebuchs auf das allgemeine Bewusstsein hat auch, vielleicht unbewusst, die Vorstellung der Historiker von dem beeinflusst, was eine Existenz im Versteck ausmachte, und den Gebrauch des Worts „Verstecken“ als Analysekategorie selbstverständlich werden lassen.⁶ Ein relativer Mangel an historischen Untersuchungen des Phänomens des Versteckens bzw. Untertauchens im damaligen Europa führte, zusammen mit dem wirkungsmächtigen Vermächtnis der Anne Frank, zu der weithin unangefochtenen Annahme, dass sich die meisten untergetauchten Juden physisch versteckten und Jahre still und unbeweglich an einem Ort verbrachten. Eine Anzahl von Nachkriegsaussagen Berliner „U-Boote“ nährt diese Annahme, vor allem deshalb, weil viele Überlebende irgendwann in ihren Berichten das Wort „verstecken“ benutzten. Ein nicht untypisches Zeugnis, den OdF-Behörden gegenüber gegeben, stammt von dem damals zwölf Jahre alten Günter W., der während des Krieges mit seinen Eltern untergetaucht war:

„Wir haben denn auch unter den allerschwierigsten Verhältnissen 27 Monate, ohne Lebensmittelkarten und ohne Wohnung, in Verstecken gelebt, und befanden uns oft in der größten Gefahr, verhaftet zu werden. Sehr oft haben wir im Freien schlafen und uns in Kellern und ausgebombten Häusern aufhalten müssen; bei Luftangriffen trauten wir uns nicht in den Keller zu gehen und

⁶ Anne Franks Einfluss auf die Vorstellung vom Leben im Untergrund ist von Forschern oft vermerkt und als Ausgangspunkt der meisten Diskussionen über das Thema benutzt worden. Vgl. Zoë Vania Waxman, *Writing the Holocaust. Identity, Testimony, Representation*, Oxford 2006, S. 136; Nicholas Stargardt, *Children*, in: Peter Hayes/John K. Roth (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Holocaust Studies*, Oxford 2010, S. 227; Kaplan, *Between Dignity and Despair*, S. 205.

befanden uns oft in größter Gefahr. Ich habe mit meinen Eltern, wenn wir Gelegenheit hatten, die englischen Nachrichten abgehört und ich habe dieselben an ausländische Arbeiter weiter verbreitet. Dies habe ich immer, bis zur Befreiung, getan.“⁷

Günter gebraucht in seiner Aussage das Wort „Versteck“. Dies und das Fehlen von genaueren Details scheinen auf den ersten Blick zu bestätigen, dass die große Mehrheit der untergetauchten Berliner Juden die späteren Kriegsjahre in Abgeschlossenheit verbrachte. Tatsächlich trifft aber das Gegenteil zu.

Sieht man genauer hin, widerspricht gerade der Bericht Günters – wie so viele Berichte anderer – der Vorstellung, die meisten untergetauchten Juden hätten, jedenfalls in Berlin, im strikten Sinne des Wortes im Versteck gelebt. Offensichtlich waren Günter und seine Familie ständig in Bewegung: „[...] im Freien und [...] in Kellern und ausgebombten Häusern.“ Nachdem im März 1943 die Großangriffe der alliierten Luftflotten auf die Stadt begonnen hatten, sahen sich die Untergetauchten zu fortwährendem Wechsel der Unterkunft gezwungen. Außerdem verfügten Günter und seine Familie – wie andere Berliner „U-Boote“ auch – nicht über Essensmarken, mussten also Lebensmittel auf andere Weise beschaffen: bei Freunden und Bekannten, auf dem Schwarzmarkt, durch Arbeit oder vielleicht durch den Verzehr des markenfreien „Stammgerichts“ in einem der Berliner Restaurants. Günter hatte Zugang zu englischen Rundfunksendungen, und seine Familie verbreitete die abgehörten Nachrichten bei ausländischen Arbeitern; sie waren also von ihrer Umwelt nicht völlig abgeschlossen. Auch wenn er das Wort „verstecken“ gebrauchte, so ist doch klar, dass er und seine Familie mindestens so viel Zeit in Bewegung und in Kontakt mit Nichtjuden waren wie ruhig und immobil im Versteck.

Mobilität hing von einer Reihe von Faktoren ab, nicht zuletzt vom Grad der Feindseligkeit in der Nachbarschaft, vom Maß der Assimilation und von der Fähigkeit, sich in der umgebenden Gesellschaft zu bewegen, ohne als fremd aufzufallen.⁸ Gewiss, Berliner Juden verbrachten oft längere Zeit, manchmal Monate, immer im gleichen Versteck, in einigen Fällen sogar die ganzen Kriegsjahre.⁹ Aber vollständige Immobilität war die Ausnahme, und selbst jene Juden, die solchermaßen von der Regel abwichen, lebten wohl ebenso oft in Wohnungen wie in Kellern oder auf Dachböden.¹⁰ Misstrauische Nachbarn, Verfolgung durch die Gestapo und häufige Luftangriffe machten fortwährende Bewegung zur Notwendigkeit, und diese drei Faktoren werden denn auch von Überlebenden zu meist genannt, wenn sie ihre Mobilität erklären wollen. Überdies haben viele „U-Boote“ gearbeitet oder nicht selten Cafés, Restaurants, Theater, Kinos und andere Vergnügungstätten besucht, um der Eintönigkeit des Lebens im Untergrund zu entkommen. Auch die Oper war bei den Untergetauchten sehr beliebt.¹¹ In Günters Bericht erscheint das Abhören englischer Rundfunksender und die Weitergabe der Nachrichten an ausländische Arbeiter als eine Form des Eskapismus.

⁷ CJA, 4.1, 3096.

⁸ Wie wichtig es für einen Untergetauchten war, „jüdisch“ oder „nichtjüdisch“ auszusehen, ist von vielen Überlebenden bezeugt. Vgl. etwa ZfA, Akte Susanne von Schüching, Interview mit Frau von Schüching, interviewt von Marion Neiss, 14.11.1984, S. 10; Ruth W., Holocaust Testimony (T-619), Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies, Yale University Library.

⁹ Vgl. Interview mit Ruth G., 2. 4. 2008. Ihr Vater, ein Arzt, verbrachte den ganzen Krieg über in der Wohnung ehemaliger Patienten.

¹⁰ LAB, E Rep. 200-22, Nr. 7 und 8.

¹¹ Vgl. Peter Wyden, Stella, New York 1992, S. 251f.

Obwohl die überlebenden Berliner Juden gelegentlich das Verb „verstecken“ nutzen, deuten ihre Zeugnisse oft auf das Gegenteil hin. Sie benützen denn auch häufiger das Wort „untertauchen“, wenn sie ihren Schritt in die Welt der Schlupfwinkel charakterisieren. Danach bezeichnen sie jene Zeit als eine Periode, in der sie „illegal“ gelebt hatten, und verwenden oft den Begriff „tarnen“, um auszudrücken, wie sie zu existieren vermochten. Die meisten Überlebenden sprechen nur dann von „verstecken“, wenn sie physisches „sich verbergen“ meinen. Alfred A. schildert sein Leben im Untergrund folgendermaßen: „Ich begann mich auf alle Arten zu tarnen, denn ich durfte ja nicht mehr auf meinem richtigen Namen leben. Es war sehr schwer für mich, ich mußte unter fremden Menschen leben, um nicht erkannt zu werden, und das tat ich, und zwar gründlich.“¹²

Alfred A. hat also nicht das Wort „verstecken“ oder eine seiner Abwandlungen benutzt, doch würden die meisten Historiker konstatieren, er habe genau dies getan.

Fast alle überlebenden Berliner Juden sagen von sich, sie hätten illegal gelebt oder seien „illegal“ gewesen. Im März 1946 veröffentlichte die jüdische Zeitschrift „Der Weg. Zeitschrift für Fragen des Judentums“ einen Aufsatz von Rudolf Frauenfeld, der unter dem Titel „Wir Illegalen“ die Nöte der Existenz im Untergrund beschrieb. Wenn auch das Wort „illegal“ anscheinend von der Bürokratie des Hauptausschusses „Opfer des Faschismus“ für die Untergetauchten gefunden wurde, so haben doch die Überlebenden den Begriff nicht gedankenlos in ihren Zeugnissen verwendet. Vielmehr benutzen sie „illegal“ in Verbindung mit einer Anzahl anderer Wörter, die ihr damaliges Leben am besten kennzeichnen, wie etwa „untergetaucht“, „getarnt“, „flüchtig“, „im Untergrund“. Für Berlin ist der Begriff historisch nützlich, vor allem als Substantiv, da so viele Untergetauchte sich selber als „Illegale“ bezeichnen. Allerdings ist das Etikett problematisch, da es auch für kriminelles Verhalten steht. Außerdem ist der Begriff etwas eng und passt wohl nicht für alle Formen des Untertauchens. Nicht jeder überlebende Berliner Jude ist der Meinung, illegal gelebt zu haben, jedenfalls nicht den ganzen Krieg.¹³ Am 12. Januar 1945 hat sich zum Beispiel das „U-Boot“ Paula V. als Flüchtling vor der Roten Armee registrieren lassen. Nachdem sie Lebensmittelskarten und vermutlich auch eine Unterkunft bekommen hatte, betrachtete sie sich nicht mehr als eine Illegale. Hätte sie freilich jemand erkannt und denunziert, wäre sie festgenommen worden. Paulas Fall zeigt die Schwierigkeiten, die mit dem Gebrauch des Begriffs „illegal“ verbunden sind. Wie ist dann das Leben Berliner Juden, die seit 1941 den Nationalsozialisten entkommen sind, am treffendsten zu charakterisieren?

Wenn man den Alltag der Berliner „U-Boote“ zu verstehen sucht, bleibt „verstecken“, trotz der oft täuschenden Nebenbedeutungen, vielleicht der angemessenste Begriff. Der Begriff trifft nicht nur auf diejenigen zu, die physisch aus der Gesellschaft ausschieden, weil sie Festnahme und Deportation zu fürchten hatten, sondern meint oft auch das Verbergen der wahren Identität in der Öffentlichkeit. Als allgemeiner Begriff kann „verstecken“ mithin als Ausgangspunkt dienen. Auch muss er den Gebrauch anderer, spezifischerer Charakterisierungen nicht ausschließen, wie etwa „tarnen“, „untertauchen“ und „illegal“. Tatsächlich führt es, wenn wir dieses Vokabular in gleicher Weise benutzen wie die Überlebenden, zu einem tieferen Verständnis der Komplexitäten des Lebens im Untergrund; die diversen Erfahrungen der in Berlin Versteckten treten schärfer hervor.

¹² LAB, C Rep. 118-01, Nr. 30320.

¹³ Vgl. LAB, C Rep. 118-01, Nr. 31551.

Das Standardnarrativ der überlebenden Opfer des Faschismus und der Lebenslauf von Herta F.

Frühe Nachkriegsaussagen von „U-Booten“ sind in den Anträgen zu finden, die gestellt wurden, um als Opfer des Faschismus anerkannt zu werden.¹⁴ Diese Anerkennung, die in den ersten Monaten und Jahren nach Kriegsende mit Vorzugsrationen und Wohnungszuteilungen verbunden waren, hatten die meisten Illegalen bitter nötig, da sie unterernährt, krank und oft obdachlos und verarmt waren. Die frühesten Anträge wurden an den Hauptausschuss Opfer des Faschismus gerichtet, den Gegner des NS-Regimes Anfang Mai 1945 ins Leben riefen und der noch im selben Monat durch die Sowjetische Militärregierung offiziell anerkannt wurde.¹⁵ Eine Debatte über die Frage, ob auch Juden als Opfer des Faschismus zu gelten hätten, führte im September 1945 zur Schaffung einer Unterkategorie: Opfer der Nürnberger Gesetze.¹⁶

Die Struktur der von den Überlebenden eingereichten Zeugnisse zeigt klar die Erfordernisse des Antrags- und Anerkennungsprozesses. Auf den Formularen waren Name, Geburtsdatum und Geburtsort verlangt, dazu die aktuelle Adresse, die Adresse von 1933, die Konfessionszugehörigkeit; ferner wurde gefragt, ob man den Davidstern getragen hatte, ob man in einem Lager gewesen war, ob man illegal gelebt hatte – wenn ja, wie lange –, ob und in welchen Organisationen oder politischen Parteien man vor 1933 aktiv gewesen war. Doch ist auch nach dem militärischen Status geforscht worden, nach der Zugehörigkeit zur NSDAP, nach Verhaftung und Anklage durch NS-Behörden usw. So sollte ein möglichst vollständiges Bild vom Charakter und Hintergrund eines Antragstellers gewonnen werden, der behauptete, ein Opfer des Faschismus gewesen zu sein. Überdies wurden ein Lebenslauf und drei Bürgen für die Wahrheit der Angaben gefordert.

Die OdF-Lebensläufe wiesen alle das gleiche Format auf, vorgegeben durch die Struktur der Anträge. Wenn auch der jeweilige Schwerpunkt wechselte, je nach Alter, Geschlecht, Klasse und – vermutlich – Charakter, so gaben die Überlebenden im Allgemeinen eine kurze Beschreibung ihrer Familienverhältnisse und ihrer beruflichen Laufbahn, oft mit besonderem Augenmerk auf den Moment, da die Nationalsozialisten an die Macht kamen. Häufig liest man Aussagen wie die von Alice S.: „Bis die Nazis alles zerstörten.“¹⁷ Was dann folgt, ist eine Schilderung der in den dreißiger Jahren erlittenen Demütigungen und Plagen, darunter der Verlust der Stellung oder des Geschäfts, der Wohnung und von Wertsachen, die Scheidung von einem nichtjüdischen Ehepartner, diverse Festnahmen und Zusammenstöße mit den Behörden und schließlich Zwangsarbeit, die von fast allen „U-Booten“ im arbeitsfähigen Alter irgendwann zu leisten war. Da die meisten Juden bis zum letztmöglichen Augenblick warteten, ehe sie untertauchten, kommt in vielen Zeugnissen auch die berüchtigte Große Fabrik-Aktion von Ende Februar und Anfang März 1943 vor. Alle Überlebenden erwähnen ihren Entschluss unterzutauchen, und sei es nur mit einem Satz. In der Regel formulierten sie ihre Entscheidung auf folgende – oder

¹⁴ Zur Behandlung früherer Opfer des Faschismus im Sowjetischen Sektor Berlins und dann in der DDR vgl. Susanne zur Nieden, *Unwürdige Opfer. Die Aberkennung von NS-Verfolgten in Berlin 1945 bis 1949*, Berlin 2003; Christoph Hölscher, *NS-Verfolgte im „antifaschistischen Staat“*. Vereinnahmung und Ausgrenzung in der ostdeutschen Wiedergutmachung, Berlin 2002.

¹⁵ Vgl. zur Nieden, *Unwürdige Opfer*, S. 28–31.

¹⁶ Vgl. ebenda, S. 45–49.

¹⁷ CJA, 4.1, 2106.

ähnliche – Weise: „Um den unmenschlichen Verfolgungen der Nazis zu entgehen, entschlossen sich mein Mann und ich, illegal zu leben.“¹⁸

An diesem Punkt in den Lebensläufen beginnen die Zeugnisse, in Ton, Schwerpunkt und Länge noch mehr voneinander abzuweichen. Einige sind trotzig, andere bringen schieres Elend und Erschöpfung zum Ausdruck. Manche Berichte versuchen alle Erlebnisse und Erfahrungen des Lebens im Untergrund darzustellen, während andere nur Augenblicke von besonderer Bedeutung nennen. Am auffälligsten ist vielleicht, dass etliche Zeugnisse, wie das von Günter W., knapp gefasst sind, und es daneben Aussagen gibt, die viele Seiten lang sind. Sogar die für jeden Untergetauchten gegebenen Schwierigkeiten, also die bei der Beschaffung von Nahrungsmitteln und Unterkünften, beim Umgang mit der Denunziations- und Verhaftungsgefahr und dem Überleben der Luftangriffe, werden unterschiedlich behandelt. Überlebende personalisieren die Gefahren, denen sie ausgesetzt waren; manche Probleme werden hervorgehoben, andere heruntergespielt, je nach Persönlichkeit und allgemeiner Lebensanschauung, wie auch nach der Bereitschaft und Fähigkeit, Risiken einzugehen. Überdies konnten Erfahrungen mit Nichtjuden die Schwierigkeiten eines Lebens im Untergrund mildern oder verschärfen, was ebenfalls zu einer beachtlichen Erlebensbreite führte.

Herta F. legte den OdF-Administratoren ihren schriftlichen Antrag am 18. Oktober 1945 vor.¹⁹ Sein Inhalt erfüllte die Bedingungen für die Anerkennung als Opfer des Faschismus. Ihr Bericht illustriert aber auch die individuelle und persönliche Natur des Untertauchens in Berlin. Studiert man ihr Zeugnis Zeile für Zeile und vergleicht es mit den Berichten anderer Überlebender, beginnt man zu erkennen, wie unterschiedlich die Existenz der Illegalen in der Stadt war, „wie verschieden, doch gleich“.

Herta beginnt ihren Antrag mit folgendem Satz: „Ich Herta F bin am 27. Mai 1900 zu Berlin geb., lebte 2½ Jahre illegal um mich der Evakuierung zu entziehen, habe eine Tragödie erlebt.“ Nachdem sie erklärt hatte, dass die Gestapo ihren Vater zwecks Deportation festgenommen und ihre kranke Mutter erst in ein Siechenheim und dann nach Theresienstadt verbracht hatte, fuhr sie fort: „Da ich nun übrig blieb warnte man mich als ein großes Auto vorfuhr, unser Hauswart schloß mich im Keller ein, ich wartete ab bis die Luft rein war und flitzte. Nun begann für mich das Vagabunden Leben, denn wie ich ging + stand ohne Geld + Lebensmittel alles ließ ich in der Wohnung zurück.“

Das „große Auto“, das Herta erwähnt, gehörte zur Ausstattung bei den neuen Methoden, die von der Wiener Gestapo bei ihren Razzien auch in Berlin angewandt wurden.²⁰ Der überraschende Zugriff zwang Herta zur Flucht, wobei sie Geld und Lebensmittel zurücklassen musste. In der Tat waren viele Illegale unvorbereitet, wenn die Gestapo an der Türe erschien, vor allem während der Großen Fabrik-Aktion zwischen dem 27. Fe-

¹⁸ CJA, 4.1, 2971.

¹⁹ Vgl. LAB, C Rep. 118-01, Nr. 30544.

²⁰ Um das Zusammentreiben und die Deportation der Berliner Juden zu erleichtern, waren im Oktober 1942 Beamte der Wiener Gestapo, geführt von Alois Brunner, in Berlin eingetroffen. Unter seiner Leitung ergänzte die Berliner Gestapo bestehende und entwickelte neue Methoden. So wurde Juden, um ihrem Selbstmord oder ihrem Untertauchen vorzubeugen, keine vorherige Mitteilung von ihrer Deportation gemacht. Stattdessen wurden sie von der Gestapo überraschend in ihrer Wohnung oder auf der Straße festgenommen, so wie Hertas Vater, und in Lastwagen zu einem Sammelpunkt gebracht. Vgl. Hans Safrian, *Die Eichmann-Männer*, Wien 1993, S. 190. Auch Kaplan, *Between Dignity and Despair*, S. 192.

bruar und 5. März 1943, als die Gestapo 8 000 bis 10 000 Personen festnahm und deportierte.²¹

Eine Anzahl von Juden war gewarnt worden, darunter auch Ida G., die am 2. März zu ihrer Bank ging, um Geld abzuheben, und von einem verblüfften Bankbeamten mit den Worten begrüßt wurde: „Frau G. [...] Sie sind noch hier?! Ich habe Informationen, daß bis zum 5. März kein Jude mehr in Berlin sein wird.“ Am folgenden Tag tauchte Ida G. unter.²² Eine kleine Vorwarnung bedeutete für die ersten Monate im Untergrund fraglos einen Unterschied bei der Beschaffung von Lebensmitteln, Kleidung und Unterkunft. Tatsächlich scheinen viele Juden den Schritt in den „Untergrund“ gut geplant zu haben, so dass Überlebende, die das nicht getan hatten, wie etwa Marie S., oft darauf zu sprechen kamen: „Ich gehörte nicht zu denen, deren wohlgefüllte Brieftasche eine gutvorbereitete Illegalität ermöglichte.“²³

Die Bemerkung der Marie S. weist auf einen wirtschaftlichen Unterschied zwischen den vorbereiteten und den unvorbereiteten „U-Booten“ hin. Wer wenig oder gar kein Geld hatte, befand sich beim Untertauchen sehr im Nachteil. Eva G. zum Beispiel ging mit lediglich 50 RM in den Untergrund, fand aber Helfer, die sie aufnahmen, ohne Bezahlung zu verlangen, „also ohne jeden materiellen Vorteil für sich behielten mich die Leute da“.²⁴ In dieser Hinsicht hatte Eva Glück. Einem Überlebenden zufolge kostete ein Satz Lebensmittelkarten auf dem Schwarzmarkt 250 RM. Bei einzelnen Marken variierte der Preis zwischen 9 und 10 RM.²⁵ Ohne die Hilfe ihrer Bekannten wäre Eva mittellos und daher in noch größerer Gefahr gewesen.

Den vorbereiteten unter den „U-Booten“ erging es besser, jedenfalls eine Zeit lang. Georg S. und seine Frau Rita besaßen 2 000 RM, als sie am 10. Oktober 1942 untertauchten. Sie waren mithin in der Lage, eine Weile unter falschem Namen in Hotels und Gasthäusern unterzukommen, bis dann ihr Geld zu Ende ging und Georg sich genötigt sah, nach einer Verdienstmöglichkeit zu suchen.²⁶ Zum Teil aus finanziellen Gründen machte eine Anzahl von Juden sogar den Versuch, in ihre früheren Wohnungen zu gelangen und dort verbliebene Sachen mit Tausch- oder Verkaufswert zu holen. Die Polizeiakten jener Jahre sind voller ungelöster Fälle versiegelter jüdischer Wohnungen, in die des Nachts eingebrochen worden war.

Aus den Wohnungen geholtes Geld und Sachwerte dienten gewöhnlich zur Beschaffung falscher Papiere oder von Lebensmitteln. Nahrung war stets eine drängende Sorge für die Illegalen, und falsche Papiere öffneten den Zugang zu einer Ebene der Sicherheit, auf der sich eine Vielfalt von Möglichkeiten für eine etwas bequemere Existenz bot. Manche Nichtjuden waren bereit, die Lebensmittel, die sie hatten, mit Juden zu teilen oder die gefährliche Aufgabe zu übernehmen, für Juden Nahrung aufzutreiben, indem sie deren geretteten Besitz tauschten oder verkauften.²⁷ Juden, die über etwas Geld verfügten,

²¹ Vgl. Gruner, *Judenverfolgung*, S. 8.

²² Vgl. ZfA, Akte Ida G., *Mein Untergrund – Leben in Berlin*, S. 6.

²³ LAB, C Rep. 118-01, Nr. 2754.

²⁴ LAB, C Rep. 118-01, Nr. 31267.

²⁵ Vgl. LAB, A Rep. 355, Nr. 18617.

²⁶ Vgl. ebenda.

²⁷ Vgl. Ruth G., *Holocaust Testimony* (T-1763), *Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies*, Yale University Library; auch Alice Stein-Landesmann, *The Strength of Two*, in: Eric H. Boehm (Hrsg.), *We Survived. The Stories of Fourteen of the Hidden and the Hunted of Nazi Germany*. As Told to Eric H. Boehm, New Haven 1949, S. 2–36, hier S. 21.

konnten auch in den vielen Berliner Restaurants und Kneipen das sogenannte Stammgericht essen, das markenfrei war. Allerdings war das servierte Essen nahezu ohne Fett und Fleisch, also nicht sehr nahrhaft. Ein Überlebender erinnert sich daran, dass er pro Tag fünf Portionen brauchte, um sich bei Kräften zu halten²⁸.

Herta F. tauchte im Spätherbst 1942 unter, als Tausende von Juden noch Zufluchtsstätten bei jüdischen Freunden und Familien zu finden vermochten, die bislang nicht deportiert worden waren. Sie war damit nicht allein.²⁹ Aber überraschende Razzien der Gestapo konnten „U-Boote“ einfangen, die ein Versteck bei noch legal registrierten Juden gefunden hatten:

„Ich wohnte 3 Monate bei meinen Glaubensgenossen bis eines Tags auch die geholt wurden, ich vor lauter Angst flüchtete unters Bett, nachdem nun 1 Stunde vergangen war, und alles ruhig war, kam ich hervor und suchte nach einem Schlüssel, ich versuchte die Tür aufzuschließen, der brach mir die Hälfte vom Schlüssel ab, nun blieb mir nichts anderes übrig entweder ich gehe hier oben kaput oder aus dem Fenster 2 Stuck hoch in der Winsstr., denn die Gestapo hatte alle Lebensmittel die wir geschlaucht hatten mitgenommen. Ich nahm alle Laken bzw. Handtücher aus dem Schrank knotete alles zusammen und drehte mir ein Seil, des Nachts zwischen 1–2 ließ ich mich aus dem Fenster ersparen Sie mir alle Einzelheiten, denn es ist schneller niedergeschrieben, als was ich mitmachte habe.“

Eine solch dramatische Flucht war nicht ungewöhnlich. Zahlreiche Überlebende berichten, dass sie, wenn die Gestapo kam, unters Bett kriechen oder sich hinter Regalen und Vorhängen verstecken mussten³⁰. Einer gefährlichen Situation entronnen, fand sich Herta abermals ohne Dach über dem Kopf:

„Nachdem ich nun die ganze Nacht auf der Straße umher geirrt bin, suchte ich Tags darauf eine bekannte Familie K Zionskirchstr. auf, wo ich ein paar Nächte schlief, auch hier konnte ich nicht bleiben, denn die Frau verreise mit ihren Kindern, Nächstelang schlief ich auf Böden trieb mich auf der Straße herum gehetzt wie ein verirrt Schaf, bis ich wieder ein altes Nuttchen³¹ auf der Straße ansprach, ob sie nicht weiß wo ich ein paar Nächte einwohnen kann. Der flunkerte ich vor, mein Bruder ist auf Urlaub gekommen und ein junges Ehepaar möchte mal allein sein, sie sagte Sie haben so treuherzige Augen, schlafen Sie bei mir, sie hatte eine Kochstube in der Schillingstraße 8.“

Die Qualität, die Art und die Dauer eines Verstecks unterschieden sich erheblich und entziehen sich einfacher Kategorisierung. Wie das Beispiel Herta zeigte, war es unglaublich schwierig, eine Unterkunft zu finden; oft war die Fähigkeit erforderlich, überzeugend zu lügen und alle möglichen Risiken einzugehen. Überall in Berlin und Umgebung flüchteten sich Juden, die der Deportation zu entgehen suchten, zu Freunden, Familienangehörigen und Bekannten, die Hilfe und Zuflucht versprochen hatten. Viele aber wussten nicht, wohin sie gehen sollten, oder wurden abgewiesen bzw. nur für ein paar Tage aufgenommen. Nicht selten boten potenzielle Helfer nicht mehr als Mitleid oder Ausflüchte.³² In anderen Fällen hatten es „U-Boote“ mit den häufigen – und durchaus berechtigten – Ängsten ihrer Helfer zu tun. Charlotte J. musste bis Juli 1943 ständig umziehen. Zunächst war sie bei Bekannten untergekommen, konnte dort aber nicht mehr bleiben, als ihre Gastgeber sie nicht länger zu verstecken wagten. Auch das nächste Versteck hatte sie zu

²⁸ Vgl. ZfA, persönlicher Bericht von Kurt Lindenberg.

²⁹ Vgl. LAB, C Rep. 118-01, Nr. 10546.

³⁰ LAB, E Rep. 200-22, Nr. 7 und 8.

³¹ Die Handschrift in Herthas Bericht ist manchmal schwer lesbar, an einigen Stellen könnte das Wort als „Muttchen“ gelesen werden, gemeint ist aber offensichtlich „Nuttchen“.

³² Vgl. Erich Hopp, *Your Mother Has Twice Given You Life*, in: Boehm (Hrsg.), *We Survived*, S. 98–119, hier S. 99.

verlassen, da Nachbarn misstrauisch wurden. Wie sie sich erinnert, verlangten manche Leute auch Geld. Andere erlaubten ihr nicht, die Wohnung zu verlassen, aus Furcht, es könnte entdeckt werden, dass dort eine unbekannte Person lebt. Wieder andere wollten sie tagsüber aus dem Hause haben, und so wanderte sie durch die Berliner Straßen oder saß auf einer Bank im Tiergarten.³³

Nachdem Herta Frau K. verlassen hatte, schlief sie etliche Nächte auf der Straße.³⁴ Sie war damit nicht allein. Eine andere Illegale, Ilse H., verbrachte die ersten Wochen ihrer Zeit im Untergrund in Vorortzügen und Bahnhofswarteräumen; wenig Schlaf und keine warmen Mahlzeiten, so lebte sie Tag für Tag.³⁵ Endlich fand sie den Mut, sich Bekannten anzuvertrauen, in der Hoffnung, eine dauerhafte Unterkunft zu finden.³⁶ Fast alle „U-Boote“ mussten irgendwann im Freien schlafen, auf Fußböden oder in Kellern, „bis gute Freunde uns ab und zu ein Obdach gaben“. ³⁷ Die Untergetauchten hatten kaum eine Wahl, wenn es um das Versteck ging. Wie im Falle von Günter W. hat so mancher Unterschlupf diesen Namen kaum verdient: Zehn-Pfennig-Toiletten, Bahnhofswartesaale, Eisenbahnwaggons und Telefonzellen.³⁸ Selbst bei einer Baronin konnte für ein paar Wochen Zuflucht gefunden werden.³⁹ Ein Überlebender, Kurt L., hat sich in acht Monaten im Untergrund in vierzehn verschiedenen Lokalitäten aufgehalten. Er erinnert sich an eine „bunte Sammlung“ von Verstecken: „Von luxuriöser 4 Zimmerwohnung ueber klein Gaertnerlaube, Bombenbeschädigten Zimmer in zusammenbombardiertem Haus, Verkaufsraum eines Kleidungsartikelgeschaefts, Arbeiterhuette in einem Berliner Vorort u.s.w.“⁴⁰

Die Notwendigkeit eines sicheren Unterschlupfs brachte einige Untergetauchte auch mit den zwielichtigen Persönlichkeiten Berlins in Berührung. Erich H., ein Literaturprofessor, und sein Sohn Wolfgang verbrachten die ersten zehn Tage ihres Lebens im Untergrund bei der Madame eines Bordells in der Mulackstraße 40a, in einem Viertel, das bekanntermaßen viele Prostituierte und Kriminelle beherbergte.⁴¹ Erich H. war ein mit reichen Gaben ausgestatteter Mensch, bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten ein angesehener Mann aus bester Familie: Veteran des Ersten Weltkriegs, Professor, Autor, Poet, väterlicherseits Enkel eines Kolberger Rabbis und mütterlicherseits Enkel des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Breslaus.⁴² Er erinnert sich daran, von den Bewohnern der Mulackstraße 40a gut behandelt worden zu sein, betrachtete es nach der Befreiung aber doch als „Paradox“, Sicherheit in einem Bordell gefunden zu haben. Bedenkt man seine vorherige gesellschaftliche Stellung und seinen intellektuellen Rang, muss ihm das „Paradox“ schon als extrem erschienen sein.⁴³

Die oben angeführten Fälle zeigen einige der Schwierigkeiten, die bei der Suche nach Verstecken auftraten, in ihren unterschiedlichen Formen. Die Berichte der Überlebenden belegen, dass das Problem, einen Platz zu finden, wo man bleiben konnte, zwar wäh-

³³ Vgl. ZfA, Akte Charlotte J., Erlebnisse.

³⁴ Vgl. LAB, C Rep. 118-01, Nr. 30544.

³⁵ Vgl. LAB, C Rep. 118-01, Nr. 38009. Vgl. auch LAB, C Rep. 118-01, Nr. 31980.

³⁶ Vgl. LAB, C Rep. 118-01, Nr. 38009.

³⁷ CJA, 4.1, 3089.

³⁸ Vgl. LAB, A Rep. 355, Nr. 18617, 61/I-63.

³⁹ Vgl. LAB, B Rep. 078, Zug. 6026, UH 633, M 009, R 161.

⁴⁰ ZfA, persönlicher Bericht von Kurt Lindenberg.

⁴¹ Vgl. Hopp, Your Mother, S. 99.

⁴² Vgl. LAB, C Rep. 118-01, Nr. 30929.

⁴³ Hopp, Your Mother, S. 100.

rend der ganzen Kriegsjahre gegeben, jedoch am bedrängendsten in den ersten Monaten des Untertauchens war. Juden, die sich versteckten, mussten sich ihrer neuen Welt erst anpassen und ein Netzwerk von Helfern aufbauen. Die erste Zeit war oft eine Periode langsamer Akklimatisierung, des Experimentierens, des allmählichen Lernens zu überleben. Wer untertauchte, hatte sich mit der Tatsache auseinanderzusetzen, dass andere nicht lange Unterschlupf gewähren wollten oder konnten. Man hatte sich auf die besonderen Ängste der Helfer einzustellen, auch auf die von diesen gestellten Bedingungen. Wie sehr ihr Leben auch bedroht gewesen und nun aus den Angeln gehoben war, mussten die Untergetauchten die Instabilität ihrer neuen Existenz mit dem anscheinend normalen Leben potenzieller nichtjüdischer Helfer in Einklang zu bringen suchen, die ihren Alltag nicht wesentlich zugunsten der „Illegalen“ ändern konnten. Juden hatten aktiv zu sein und Risiken auf sich zu nehmen, wenn sie überleben wollten, und im Laufe der Wochen und Monate begann eine zunehmende Anzahl der Untergetauchten mit dem spannungsreichen Alltag im Untergrund besser und besser fertigzuwerden. Wie Alfred A. gelang es vielen, Netzwerke von Helfern zu schaffen: „Ich sammelte nach und nach einen großen Kreis von Menschen um mich, die für meine Lage ein großes Verständnis aufbrachten und mir halfen.“⁴⁴

Festnahme und Evasion

Kurz nach dem Beginn ihres Aufenthalts in der Schillingstraße hatte Herta eine weitere Begegnung mit der Polizei:

„Am anderen Morgen ich stand gerade vor dem Spiegel und frisierte mich, da hörte ich eine Stimme Frau Krökel kommen Sie doch bitte mal raus, draußen stand ein Schupo und frug, wen sie beherberge sie sagte ich hätte sie auf der Straße angesprochen ich habe kein Quartier, darauf kam er ins Zimmer, wer sind Sie, sind Sie eine Jüdin, ich gab keine Antwort, sind Sie eine Ausländerin, wo haben Sie ihre Papiere, die habe ich verloren dann müssen Sie mit zum Revier.“

Solche Inspektionen waren in Berlin alltäglich. Von den anfänglich 6 500 Berliner Juden, die der Deportation zu entgehen versuchten, wurden im Laufe des Krieges annähernd 4 800 festgenommen.⁴⁵ Diese Verhaftungen sind generell als die schlimmsten Momente der Untergrundexistenz im Gedächtnis geblieben. Bemerkenswerterweise berichten jedoch Dutzende von Illegalen, sie seien mindestens einmal festgenommen worden und dann wieder entkommen.

Manchen verhalf eine Verbindung von Glück und Verwegenheit zum Wiedergewinn der Freiheit, so in einem Falle, als ein Luftangriff die Einfassung eines Sammellagers zerstörte. In anderen Situationen spielte die persönliche Initiative des Illegalen die entscheidende Rolle. Herta F. schilderte ihr Entkommen in allen Einzelheiten:

„Meine Knie schlottern, nachdem ich auf dem Revier gestanden habe war ich hin, bettelte und flehte ich kann nichts dafür daß ich als Jüdin geb bin, ich habe nichts verbochen, der Beamte sollte mich gehen lassen, wie von einer Tarantel fuhr zurück fassen Sie mich nicht an. Als meine Personalien aufgenommen wurden fuhr grüne Minna vor und ich wurde aufgeladen, dann ging es nach dem Alex, Tegel, Oranienburger Oderbergerstr Revier sollte mich nehmen dann zurück zum Alex, da lud man mich ab, ich wurde 5 Stock hoch über Glasstufen gebracht, dann kam ich in ein

⁴⁴ LAB, C Rep. 118-01, Nr. 30320.

⁴⁵ Richard N. Lütjens, Jr., *Jews in Hiding in Nazi Berlin, 1941–1945* (Ph.D. Diss., Northwestern University, 2012).

Raum mußte mich nackt ausziehen und wurde Leibes visitiert, dann kam ich in eine Zelle unter freiem Himmel alles entzwei es war im November wo die großen Angriffe waren bis zum anderen Morgen wurde ich aufgerufen und zur Hamburgerstr gebracht, ich war dermaßen verzweifelt, daß ich mir die Haare ausriß ich sagte mir jetzt blüht dir das gleiche Los wie deine Glaubensgenossen weg mit dem Transport vergasen. Ich bekam eine Transportnummer mir wurde alles abgenommen. Nach ein paar Tagen kam Herr Hirschstein jetzt Iranischestr tätig und fragte mich ob ich arbeiten möchte, ich sagte ja, denn ich erblickte ein Wink des Schicksals, unser ehemaliges Vereinshaus Kurfürstenstr nahm sich die Wiener Gestapo als Arbeitsplatz, und wir mußten die Aufräumungsarbeiten machen. Wir wurden streng bewacht von unseren Glaubensgenossen & S.S. Ich sondierte wie kommst Du hier weg. Den 2. Tag war die Sache kritischer ich machte Eindruck auf den Oberscharführer und er gab mir leichte Arbeit ich sollte die Scherben auf die Straße werfen, da lief mir ein Schornsteigfeger über den Weg da dachte ich heute oder nie wagst Du es. Ich nahm den Eimer legte mein Mantel bzw. meine Tasche hinein legte den Völkischen Beobachter und Scherben raus und lief was mich meine Beine tragen konnten bis rein nach dem Centrum es ist leicht alles niedergeschrieben, aber versetzen Sie sich in meine Lage.“

Hertas Bericht vermittelt einen Eindruck von der Mühe, die sich die Behörden gaben, um herauszufinden, was die einzelnen untergetauchten Juden wussten. Tatsächlich erwiesen sich die festgenommenen Juden als wertvolle Informationsquellen.⁴⁶ Die Festsetzung eines Illegalen konnte zu einer ganzen Serie von Verhaftungen führen. In dem bekannten Fall Franz Kaufmann, dem vorgeworfen wurde, für mehr als hundert Juden falsche Papiere beschafft zu haben, löste die Festnahme einer einzigen Jüdin, im Sommer 1943, eine Verhaftungswelle aus, der mehr als fünfzig Personen zum Opfer fielen, zumeist Juden. Nahezu alle wurden deportiert, doch nicht ehe ihnen die Gestapo das Versteck anderer Illegaler abgepresst hatte.⁴⁷

Hertas Schilderung der Umstände ihres Entkommens wirft auch Licht auf ein schwieriges Thema in der Geschichte des Holocaust und speziell der Berliner „U-Boote“. Als Herr Hirschstein an Herta herantrat und ihr Arbeit und zeitweiligen Schutz vor der Deportation anbot, hat sie darin „einen Wink des Schicksals“ erblickt. Vorstellungen von Schicksal, Bestimmung und Glück kommen, wenn auch nicht von allzu vielen der Überlebenden erwähnt, doch oft genug vor, um die Frage zu stellen, was mit solchen Worten eigentlich gemeint war. Hatte Herta einfach Glück oder waren in ihrem Fall noch andere Faktoren im Spiel? Allgemeiner gefragt, welche Rolle haben „Schicksal“ und „Glück“ in der Erfahrung des illegalen untergetauchten Lebens in der Stadt gespielt und wie haben diese Begriffe die Nachkriegsberichte der Überlebenden gefärbt? Historiker stehen noch vor der Aufgabe, die Funktion solcher Worte in der Konstruktion der Erinnerung der Überlebenden kritisch zu untersuchen. Natürlich lagen manche Vorgänge außerhalb der Kontrolle der „U-Boote“, etwa die Zerstörung eines Sammellagers durch einen Luftangriff. Jedoch schreiben die Überlebenden dem Schicksal und dem Glück höchstwahrscheinlich Dinge zu, die sie selbst zu kontrollieren vermochten oder die jedenfalls eine logische Erklärung haben.

Verschiedene Faktoren dürften den Gebrauch der Worte „Glück“ und „Schicksal“ durch die Illegalen beeinflusst haben. Erstens haben die Überlebenden mit solchen Begriffen wohl entschuldigen wollen, dass sie davongekommen waren, während so viele andere Juden umkamen. Schrieb man das eigene Überleben dem Glück oder dem Schicksal zu, beruhigte man Schuldgefühle oder doch innere Konflikte. Eine weitere Erklärung mag darin liegen, dass die „U-Boote“ auf diese Weise einen Vorfall charakterisieren, den sie

⁴⁶ Vgl. Doris Tausendfreund, *Erzwungener Verrat. „Jüdische Greifer“ im Dienst der Gestapo 1943–1945*, Berlin 2006, S. 84–87.

⁴⁷ Vgl. LAB, A Rep. 355, Nr. 18617.

damals, als er geschah, noch nicht recht zu verstehen und einzuordnen vermochten. Schließlich werden die Untergetauchten, so banal das auch erscheint, jene Begriffe oft reflexartig, fast ohne Überlegung benutzt haben. So wichtig Sprache ist, wenn Emotionen und Erfahrungen mitgeteilt werden sollen, so richtig ist auch, dass Menschen manchmal einfach nach dem nächstbesten Wort greifen, das vage passend klingt. Wie schon gesagt, enthalten aber nur relativ wenige Zeugnisse die genannten Begriffe. Überlebende erklären, wenn sie ins Detail gehen, recht genau, wie und warum sie überlebt haben. Diese Neigung legt den Gedanken nahe, dass sich die Illegalen in einem weniger willkürlichen und brutalen Milieu bewegten als die Insassen der Lager. Sie waren in der Lage, zumindest ein Mindestmaß an Übersichtlichkeit und Regeln zu schaffen, und konnten damit erklären, wie bestimmte Prozesse bei ihrem Überleben wirksam waren.

Herta hat, wie viele andere Juden, diese „Winke des Schicksals“ so überlegt wie möglich benutzt, um Zeit zu gewinnen und ihre nächsten Schritte zu planen. Nach ihrer Verhaftung sind festgenommene Juden etliche Monate festgehalten, zahllosen Verhören unterworfen und zu Arbeitskommandos eingeteilt worden. Nicht immer ist klar, warum viele entdeckte Juden zwischen Festnahme und Deportation so lange in Haft blieben. Möglicherweise hat man bei Juden, die auf dem Schwarzmarkt tätig waren, in einem festen Arbeitsverhältnis standen oder mit Nichtjuden zusammenlebten, angenommen, dass sie wahrscheinlich an „illegalen“ Aktivitäten beteiligt waren und daher über größere Kenntnisse des Lebens im Untergrund verfügten. Hertas Umstände zur Zeit ihrer Verhaftung – sie lebte getarnt und unter „Ariern“ – erklären vielleicht, warum sie nicht sofort deportiert wurde und in die Lage kam, von Herrn Hirschstein Arbeit angeboten zu bekommen.

Eine andere Einzelheit verdient Erwähnung, wenn sie auch unbedeutend erscheinen mag. Die Polizei nahm Herta im November 1943 fest, in der Zeit, in der, wie sie sagt, „die großen Angriffe waren“. Wir können also ihre Verhaftung auf die Tage zwischen dem 19. und dem 24. November 1943 datieren, als die Royal Air Force in der „Schlacht um Berlin“ die bis dahin schwersten Angriffe auf die Stadt flog; 2966 Menschen kamen ums Leben.⁴⁸ Etliche überlebende Illegalen erinnern sich daran, dass sie in dieser Zeit all ihre bescheidene Habe und ihr Versteck verloren. Erst für die Wochen, als die Rote Armee auf Berlin vorrückte, findet die Gewalt des Krieges wieder solche Aufmerksamkeit in den Berichten der Überlebenden.

Nach ihrer verwegenen Flucht, also höchstwahrscheinlich Anfang Dezember 1943, fiel Herta zurück in den „Überleben“-Modus, der vielen Illegalen nun zur zweiten Natur geworden war. Zunächst hatte sie einen Unterschlupf zu finden:

„Ich suchte eine ehemalige Kollegin von Siemens auf, die wohnte in der Michaelikirchstr sie lebte mit einen Arier zusammen, die nahm mich auf, bis ich das Pech hatte daß der Mann sich in mich verliebte, nun war mein Bleiben unmöglich. Abends um 11 Uhr kam die Kollegin und sagte mir ich muß gehen ich nahm meine naße Wäsche, welche ich mir am Tage dort auswusch über den Arm und zog los ins Hotel 5 Stock Treppenflur und verbrachte dort die ganze Nacht in der Holzmarktstr. Meine Füße starben mir förmlich ab vor Kälte, so vagabundierte ich wieder umher mal im Keller im Stall als wertvolle Informationsquellen + auf Böden verbrachte 1½ Jahre [sic!]. Bis ich eine Schneiderin kennen lernte wo ich Blusen bügelte und wirtschaftete, liefern ging, Wäsche wusch. Kassieren ging, wo ich alles machte nur für bloß schlafen. Die Frau nutzte mich buchstäblich aus. Wenn ich nicht die Katholik zu Ordensschwwestern und Brüder gehabt hätte, wo ich buchstäblich kaputt gegangen, denn das waren die einzigen die mir halfen. Uneigennützlich bis dort hinaus, keine Zivilperson half mir.“

⁴⁸ Vgl. Werner Girbig, ... im Anflug auf die Reichshauptstadt, Stuttgart 1970, S. 117.

Konflikte zwischen den Illegalen und ihren Helfern gab es in vielen Formen. Erich Hopp und seine Familie erlebten, wie frühere Kollegen und Freunde es müde wurden, sie mit Lebensmitteln zu versorgen.⁴⁹ Manchmal nutzten Helfer die Macht, die sie über illegale hatten, aus, um sexuelle Gegenleistungen zu erpressen.⁵⁰ Gleichwohl machte eine große Anzahl von Überlebenden im Allgemeinen positive Erfahrungen mit zumindest etlichen Leuten, die ihnen halfen. Wenn man bedenkt, dass an der Rettung eines einzigen Juden dem Historiker Wolfgang Benz zufolge durchschnittlich sieben Personen beteiligt waren, so kamen viele Untergetauchte doch mit wahrhaft selbstlosen Menschen in Kontakt.⁵¹ Einige illegale lernten während des Krieges sogar ihre künftigen Ehepartner kennen, so Günter F.⁵² In manchen Fällen entstanden bewegende und emotional enge Freundschaften.⁵³ Was persönliche Beziehungen betrifft, so zeigen die Aussagen Berliner Überlebender, dass sie zu den stärksten Faktoren in der Erinnerung an den Krieg gehören. Mehr als regelmäßige Versorgung mit Lebensmitteln und mehr als ein halbwegs sicherer Unterschlupf war es für die Aufrechterhaltung der Moral essenziell, eine wichtige Person im Leben zu haben, sei es einen Genossen im Untergrund oder einen Helfer.

Hertas Schwierigkeiten wurden noch dadurch komplizierter, dass sie sich in einer Lage fand, in der sie sich als Arbeitskraft verdienen musste. Für viele illegale war Arbeit unverzichtbar, um Nahrung und Kleidung zu kaufen und um für die Unterkunft zu bezahlen. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Überlebenden erinnert sich, zu irgendeinem Zeitpunkt während des Untertauchens gearbeitet zu haben. Bei der Art der Arbeit gab es Unterschiede zwischen den Geschlechtern: Frauen arbeiteten als Näherin, Kindermädchen und Dienstmädchen, Männer als Schneider, Tischler, Holzfäller oder auch als Fabrikarbeiter.

In ihren Lebensläufen neigten weibliche Überlebende mehr als Männer dazu, über ihre Erfahrungen bei Arbeiten zu sprechen. Diese Abweichung gehört zu den auffallendsten Unterschieden in den Zeugnissen weiblicher und männlicher Illegaler. Es ist vielleicht mit dem Verhältnis zu erklären, das im Europa der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwischen bezahlter Arbeit, Geschlecht und Klasse bestand. Viele untergetauchte Frauen, vor allem im vergleichsweise kosmopolitischen und progressiven Berlin, hatten eine gute Schulbildung und eine berufliche Ausbildung genossen. Dennoch galt in der deutschen Gesellschaft eine lebenslange berufliche Karriere bei Frauen nicht in gleichem Maße als integraler Teil der Identität wie bei Männern. Von Männern wurde erwartet, in einem Beruf zu arbeiten; bei Frauen wurde bezahlte Arbeit lediglich toleriert. Möglicherweise haben daher männliche „U-Boote“ die Tatsache ihrer Beschäftigung nicht für erwähnenswert gehalten. Wie ungewöhnlich nun auch die Umstände sein mochten, arbeiten war eine Fortsetzung ihres normalen Lebens vor der Kriegs- oder der NS-Zeit. Männer tendierten nicht dazu, Arbeit als Mittel der Selbstverwirklichung oder auch als ein Element des Lebens im Untergrund zu sehen. Außerdem bedeutete die Art der Beschäftigung, die von untergetauchten Männern ausgeübt wurde, vielfach einen sozialen Rückschritt gegenüber ihrer Tätigkeit vor dem Nationalsozialismus und mag daher nach Kriegsende eine gewisse Verlegenheit geschaffen haben. Hingegen war für viele Frauen eine Arbeit,

⁴⁹ Vgl. Hopp, *Your Mother*.

⁵⁰ Vgl. United States Holocaust Memorial Museum Washington (USHMM), RG-14.070M, Reel 1959, Fr. 877-1607.

⁵¹ Vgl. Peter Schneider, *Saving Konrad Latte*, in: *The New York Times*, 13. 2. 2000, S. 1, der sich hier auf Wolfgang Benz bezieht.

⁵² Vgl. LAB, C Rep. 118-01, Nr. 32306.

⁵³ Vgl. Stein-Landesmann, *The Strength of Two*.

die das Überleben ihrer Familien und ihr eigenes sicherte, zeitweise bestätigend und lohnend, welcher Art die Beschäftigung auch sein mochte.

Arbeit bedeutete aber mehr als einfach nur Geld verdienen. Sie konnte als relativ sichere Deckung dienen und sie brachte die Untergetauchten in Verbindung mit der Außenwelt. Beschäftigung bedeutete täglichen Kontakt mit dem „Feind“, was es den Illegalen ermöglichte, die Komplexitäten der deutschen Gesellschaft an der „Heimatfront“ kennenzulernen. Für manche, einschließlich Herta F., war die Erfahrung entmutigend und ärgerlich. Das ständige Zusammentreffen mit Antisemiten und die Knechtschaft am Arbeitsplatz machen sich in ihren Erinnerungen und denen anderer Überlebender deutlich bemerkbar. Nicht wenige Illegale haben jedoch Arbeiten als einen Atemzug frischer Luft, nach einer langen Zeit im Untergrund, empfunden. So schaute Charlotte B. auf ihre Beschäftigung in einem Laden, in dem sie Kleidung und anderes verkaufte, als auf einen glücklichen Abschnitt in ihrer illegalen Existenz zurück: „[...] wo ich in aller Öffentlichkeit gute treue Freunde sprechen konnte, die ungehindert in den Laden kamen.“⁵⁴

Mit dem Zeugnis von Herta F. wird, zusammen mit anderen Aussagen, deutlich, wie komplex die tägliche Erfahrung einer Untergrund-Existenz in und um die Hauptstadt des nationalsozialistischen Deutschland tatsächlich war. Manche Illegale litten Hunger, hatten keine Lebensmittelkarten oder falsche Papiere und lebten Tag für Tag in der Gefahr, denunziert zu werden. Aber viele Nachkriegsberichte heben auch die kleine, doch so wichtige Freude hervor, die jeder Akt der Solidarität, von Juden oder Nichtjuden, hervorrief, jede neu entstandene Beziehung, jedes eingegangene und gemeisterte Risiko. In solchen Fällen haben die physischen Nöte den Geist nicht gebrochen, da die Untergetauchten eine emotionale Stütze hatten. Andere wiederum hatten zeitweise genügend zu essen und gute Unterkunft. Doch fehlte menschlicher Kontakt oder war die Begegnung mit Nichtjuden emotional derart destruktiv, dass die Erinnerung an jene Jahre fast zur Gänze negativ und mit Zorn, Bedauern und Trauer versetzt ist.

Zu Beginn wurde gesagt, „Verstecken“ sei der Begriff, der die Alltagserfahrung der illegal in Berlin lebenden Juden innerhalb der breiteren Geschichte von Verfolgung und Überleben während des Holocaust am besten trifft. Wenn wir aber allein die Situation in Berlin behandeln, ist der Begriff, so konnte gezeigt werden, doch auch zu schwach und zu eng. Die Erfahrungen der Männer, Frauen und Kinder, die davonkamen, indem sie illegal in Berlin lebten, versteckt und getarnt, waren zu komplex, als dass ihnen ein einziges Wort gerecht werden könnte. Die Erinnerungen der Überlebenden unterscheiden sich so erheblich, dass auf eine bemerkenswerte Handlungsvielfalt und Bewegungsfreiheit geschlossen werden muss, wie man sie für Juden während des Holocaust gewöhnlich nicht für möglich hält. Zu einem großen Teil war diese relative Bewegungsfreiheit darauf zurückzuführen, dass Juden, wie verdeckt auch immer, sich, um zu überleben, unter die nichtjüdische Bevölkerung mischten. Verstecken in dem Sinne, wie der Begriff auf Anne Frank und ihre Familie zutrifft, hätte eine so große Vielfalt von Erfahrungen nicht erlaubt. Und die Vielfalt erklärt vielleicht, warum die 1 700 überlebenden Illegalen kein einheitliches kollektives Narrativ entwickelten, so wie wir es von den Überlebenden der Lager kennen.

Aus dem Englischen übersetzt von Hermann Graml

⁵⁴ ZfA, Akte Dr. Charlotte B., Untergetaucht – an der Oberfläche – 1941/1945.

